Russische Schattenbilder.

Von **E. von Ungern-Sternberg.**

(Berliner „Tag".)

Durch die rote Grenze.

Endlich die Grenze! . . . Dort irgendwo in der Südwestecke Polens, zwischen Baranowice, Homel, und Minsk. Mein Kutscher ist ein einheimischer Jude, mein Gefährt ist ein halbzerfallener Panjewagen, der zwischen zerstörten Stacheldrahtgehegen und versumpften Laufgräben dahinknarrt. Der Weg ist abscheulich; bald versinken wir in grundlosen Wasserlachen, bald stolpern wir über Steinhaufen oder über Massengräber der im Kriege Gefallenen. Mein Kutscher hat große Angst und überredet mich mit allerlei Listen, ihn vorzeitig zu entlassen und ihm den ausbedungenen unverschämt hohen Lohn von 700 Rubeln voll auszuzahlen. Bald täuscht er mir vor, daß im nahen Wäldchen bereits rote Vorposten lauerten und uns bestimmt beschießen würden, bald stellt er sich schwerkrank und schüttelt sich sehr unnatürlich in plötzlichen Fieberschauern, um sofort zu gesunden, wenn ich verspreche, auf seine Rechnung im nächsten Dorf ein neues Fuhrwerk zu mieten. Aber wir sind noch nicht einmal bei der neutralen Zone angelangt, wir begegnen noch manchen polnischen Patrouillen, die unsere Papiere prüfen, und die nächste Station ist noch von den Polen besetzt.

Ein blutjunger Leutnant ist Kommandant dieser Station, auf seinen 19jährigen Schultern ruht eine große Verantwortung. Vergebens versucht er sein kindlich-freundliches Gesicht in wichtige Falten zu legen, wenn ihm die Gendarmen der Spionage Verdächtige oder Ueberläufer aus dem Gebiet der Bolschewiken oder auch nur Bewohner aus der Umgegend, die ohne Ausweis auf den Straßen ergriffen wurden, ins Zimmer führen, er ist gegen alle höflich und versucht, seine Autorität zu wahren. Hier beginnt die wirkliche Front, natürlich muß man sie sich anders vorstellen, als wir sie im großen Kriege gesehen haben. Es gibt dort keine Laufgräben, keine Drahtgeflechte oder Verschanzungen. Der Krieg wird eigentlich nur auf den Hauptwegen und längs den Eisenbahnen geführt. Die Streitkräfte, die sich gegenüberstehen, sind nicht zahlreich, so ist es denn nicht unmöglich, sich in der Dunkelheit durch die Front zu schleichen, ohne von Freund oder Feind bemerkt zu werden.

Noch etwa 5 Kilometer von der Station entfernt, besetzen polnische Vorposten und Patrouillen einzelne Dörfer und Brücken, dann beginnt das neutrale Gebiet, ein Gelände von etwa 10 Kilometern, welches von niemand besetzt ist und in dem keine Gesetze gelten. Von beiden Seiten schweifen ab und zu Kavallerieabteilungen durch diese Zone, beschießen sich, wenn sie aneinander prallen, ohne sich aber in ein ernsteres Gefecht einzulassen. In den Wäldern hausen Kundschafter, Deserteure und Räuber, aber bei einiger Vorsicht ist es immerhin möglich, dieses Gebiet zu passieren.

Der Weg scheint frei zu sein, nur aus einem fernen Dorf von der feindlichen Seite her fliegen ab und zu Kanonenkugeln zu unserem Standort herüber, richten aber keinen Schaden an, da die Posten gut gedeckt sind. Nun gilt es, nur mit einer Handtasche unter dem Arm, den Gang ins Ungewiß zu tun, in jenes so rätselhafte Sowjetland, das jetzt nicht weniger abgeschlossen als Tibet liegt. Dort sind alle Gesellschaftsformen mit ihrem Ballast an moralischen, ethischen und politischen Begriffen über den Haufen geworfen. Im Chaos der noch nicht abgestorbenen alten Formen und der Zerrbilder von improvisierten Neuerungen brodelt der russische Hexenkessel. Ein Gefühl der Hilflosigkeit, der Unmöglichkeit, irgendeine Berechnung aufzustellen, überkommt einen, wenn man den ersten Schritt hinaus in die neutrale Zone tut, wo jede Gesetzmäßigkeit begraben ist und wo nur der Zufall waltet. Rund herum ist es einsam, unwillkürlich verbirgt man sich hinter Sträuchern und Gebüsch, um nicht von Unberufenen gesehen zu werden. Natürlich bin ich, den Verhältnissen entsprechend, so einfach gekleidet, daß kein Räuber mich eines Ueberfalls für würdig erachten wird, und so erschrecke ich denn auch nicht allzusehr, als ich plötzlich unter einem Baume auf einen zerlumpten Mann stoße, der wahrscheinlich als Kundschafter ausgesandt ist. Ich nähere mich ihm furchtlos und erkundige mich nach dem Wege. Er blinzelt mich zuerst listig an, rät mir aber dann, links durch den Wald zu gehen, dort würde mich niemand behelligen. Ich glaube ihm, und wirklich stoße ich nach einigem Wandern auf den verödeten Bahndamm. Nach einer halben Stunde muß ich endlich bei den Bolschewisten sein. Das Stationsgebäude, das sie besetzt halten, ist schon zu sehen. Endlich auf der Eisenbahnbrücke hält mich der erste rote Militärposten an. Der Sprung ins Ungewisse ist getan, und es gibt, für den Augenblick wenigstens, kein Zurück mehr in die Welt der Kultur, der alten lieben Gewohnheiten und Begriffe. Ein Gefühl des Grauens steigt in mir auf, das aber sofort nach einer freundlicheren Begrüßung durch die Soldaten schwindet. Sie lassen sich in ein längeres Gespräch ein, sehnen sich nach Frieden und sind sehr böse auf die Juden, die an allem die Schuld haben sollen. Sie lassen mich unbehindert passieren. Auf der Station achtet niemand auf mich, überall schlendern Soldaten herum, liegen nachlässig auf den Bänken oder unterhalten sich träge in den Wartezimmern. Trotzdem der Feind so nahe ist, ist wenig von feldmäßiger Disziplin zu merken. Zwei Maschinen stehen unter Dampf, um im Falle eines Angriffs die ganze Besatzung fortzuführen. Der Gesamteindruck ist der einer großen Schläfrigkeit und beinahe gutmütigen Sorglosigkeit. Zu dieser Stimmung passen die blutdürstigen Plakate schlecht, die überall an den Wänden angeschlagen sind, und worin die Vernichtung der Burshuis und der Tod der elenden weißen Garden gefordert wird. Zu essen gibt es beinahe gar nichts, und das wenige, was sich findet, ist fast dreimal so teuer wie auf der nahen polnischen Seite. Das offizielle Bolschewikengeld — Kerenskischeine und die neuen Lenenki — will niemand nehmen, obwohl auf ihrer Annahmeverweigerung eine schwere Strafe steht, alle, namentlich die Bauern, verkaufen Lebensmittel nur gegen das alte Zarengeld, das einzige, zu dem sie Zutrauen haben, denn mit dem Sturz der Bolschewiken würde auch ihr Geld mit allen Neuschaffungen der Revolution wertlos werden und verschwinden.

Um weiter zu fahren, bedarf es der Erlaubnis der Delegierten, der außerordentlichen Kommission, heute die Herren über Leben und Tod der Bewohner des russischen Sowjetreiches. Hier auf der Station liegt die Macht in den Händen eines früheren Matrosen und eines niederen Eisenbahnbeamten. Ein gewaltiger Revolver blitzt mir entgegen, als ich den gefürchteten Raum betreten, aber die Leute lassen mit sich reden und werden bald sogar ganz freundlich und gefällig, sie erkundigen sich eingehend nach den Verhältnissen in Deutschland. Sie zweifeln am Segen der Weltrevolution und am Heil der bolschewistischen Methoden, aber nun gelte es eben bis zum Ende durchhalten. Uebrigens haben auch sie ihre Sachen gepackt, um bei der ersten Gefahr fliehen zu können, nach der Märtyrerkrone scheint sich hier niemand zu sehnen. — Sobald es dunkel geworden, geht ein Zug mit ausgelöschten Lichtern, damit er nicht von weitem gesehen wird. Mit dem Erlaubnisschein in der Tasche kann ich meine Fahrt nach Moskau fortsetzen, die rote Grenze ist passiert.

Nach Moskau.

Es ist nicht nur eine Uebequemlichkeit, es ist heute beinahe eine Tollkühnheit, mit russischen Eisenbahnen fahren zu wollen. Robuste Männer und Frauen, auf den Schultern Säcke voll Lebensmittel, die ein ganzes Vermögen darstellen, zermalmen und zerquetschen den unglücklichen Reisenden. Einen Eingang kann er sich günstigenfalls durch eines der zerschlagenen Fenster erobern, aber wahrscheinlich fliegt er durch das nächste wieder heraus. Ist er ein guter Turner, so kann er sich vielleicht auf das Waggondach retten, aber auch dorthin ist der Andrang ein großer, so daß man leicht während der Fahrt abstürzt. Nur der Stärkere behält Recht, und Brüderlichkeit gibt es nicht. Zwar führen die wenigen Züge, die in Sowjetrußland verkehren, ein oder zwei Wagen, die nur für Sowjetbeamte, Militärkuriere und Delegierte bestimmt sind; glücklich, wer darin einen Platz erhält, man hat wenigstens Aussicht, sich gelegentlich setzen zu können, und die Wachen, die mit Waffengewalt den Zugang hüten, lassen keinen Unfug zu. Unter den Reisenden, sowohl im Zug als auch auf den Stationen, fällt oft ein Mißmut auf, der sich freilich nicht recht Luft zu machen wagt. Jeder scheint Theater zu spielen oder irgendeine auswendig gelernte Rolle herzusagen, und nur in den Blicken, in irgendeinem flüchtigen Lächeln, leuchtet mitunter die wahre Stimmung auf. Oft scheint sie der Bolschewistenherrschaft nicht günstig zu sein. Man fügt sich aber den neuen Herren, vielleicht aus Furcht, vielleicht aus Apathie, weil es nun einmal nicht anders geht, oder weil man jedes politischen Denkens müde geworden ist. Sicher ist nur, daß die Regierung bei der Landbevölkerung keinen Kredit hat, denn fast bis vor die Tore Moskaus kann man nur für das alte Zarengeld etwas kaufen, der Bauer will weder von dem kleinen Kerensky, noch von dem neuen Leningeld etwas wissen.

Der Zug hält ganz unerwartet im Feld, kurz vor der Einfahrt in die Station. Es erweist sich, daß der Maschinist seine Zeit abgefahren hat, und da die Ablösung nicht eingetroffen ist, so will er den Zug seinem Schicksal überlassen und nach Hause gehen. Unter dem Publikum herrscht Bestürzung; aber da eine derartige Ueberraschung vielleicht nicht zum ersten Male stattfindet, so macht man gute Miene zum bösen Spiel. Schnell wird unter den Reisenden eine Sammlung veranstaltet und dem Maschinisten eine ansehnliche Summe geboten. Er läßt sich erweichen, und wir fahren weiter. Derartige Streiks werden übrigens von der Sowjetregierung auf das schwerste bestraft, wie denn überhaupt alle Streiks, die das Gemeinwohl gefährden, streng verboten sind.

In mehr wir uns Moskau nähern, desto ärmlicher wird die Umgebung, desto höher wachsen die Preise. Auf den Stationen wird nichts Eßbares mehr feilgeboten, und wer sich kein Brot mitgenommen hat, kann hungern. Ueberall finstere oder apathische Gesichter, überall Menschen, die weder Hoffnung noch Freude zu kennen scheinen. Der Alexanderbahnhof sieht öde und so schmutzig aus, als ob er schon durch Monate nicht gereinigt worden wäre; hungrige Menschen drängen sich auf den Bahnsteigen herum und sehen zu, ob sie nicht von den ankommenden Reisenden irgendwelche Lebensmittel kaufen können. Mein Gepäckträger, ein früherer Soldat, verlangt als Lohn 80 Rubel oder lieber zwei Pfund Brot. Der Droschkenkutscher nimmt für eine einfache Fahrt in die Stadt 300 Rubel (nach dem früheren Kurs 630 M.), er würde aber lieber für ein paar Pfund Speck oder Wurst fahren. — Der einst so geputzte Petrowski-Park liegt verödet und vernachlässigt da, die Restaurationen von Strelna und Jar mit ihren Zigeunerchören, deren Ruhm über die ganze Welt ging, mit ihrem millionenverschlingenden Luxus, sind schon lange geschlossen, Unkraut wächst auf den Wegen und Beeten. Der Kutscher bekreuzigt sich verstohlen, als wir vorüberfuhren. Dort finden allnächtlich die Exekutionen der außerordentlichen Kommission statt, berichtet er heimlich. „Hunderte, Tausende sind dort erschossen," aber man dürfe nicht darüber sprechen, meint er, sonst würde man selbst an die Wand gestellt, „das geht jetzt schnell." „O Gott!" seufzt er und schlägt mit seiner Peitsche auf das müde Pferd ein, „das ist der reine Tod."

In weiter wir durch die Straßen fahren, desto armseliger und trauriger erscheint die Stadt. Alle Geschäfte sind geschlossen, die Fenster und Türen sind mit Brettern verschlagen, nur ganz selten stoßen wir auf einen kommunistischen Laden der Sowjetregierung, aber die Auslagen sind so wenig verlockend, und die ausgestellten Waren so schäbig, daß sie kaum jemand anlocken, und dann schließlich, um etwas in diesen Läden kaufen zu können, bedarf es ganz besonderer Erlaubnisscheine, die sehr schwer zu erlangen sind und wozu es allerhöchster Protektion bedarf. Die Menschen sind dürftig gekleidet und sehen übermüdet aus, Männer mit Kragen bekleidet sieht man in Moskau überhaupt nicht. Der Schmutz in den Straßen spottet jeder Beschreibung. Aber auch die Häuser selbst sehen schmutzig und zerfallen aus, der Bewurf und der Anstrich sind schon seit Jahren nicht erneuert worden und das Karnies bröckelt ab. Manche Gebäude sind ganz in Schutt zerfallen, zum Teil auch während der Straßenkämpfe zerschossen worden. Moskau ist zerlumpt, entwürdet.

Hotels und Gasthäuser gibt es nicht mehr. Um in einer der Sowjetherbergen absteigen zu können, bedarf es besonderer Orders, auf die man durchschnittlich 24 Stunden warten muß. Wer also keinen Bekannten in der alten Hauptstadt hat, muß auf der Straße bleiben. Restaurationen gibt es auch nicht, nur ab und zu stößt man auf ein Teehaus, in dem man für enormes Geld ein Glas gefärbtes Wasser, aber natürlich ohne Zucker, bekommt. Dafür blüht aber ein geduldeter Straßenhandel. Ueberall bieten halbwüchsige Jungen und Mädchen Zigaretten, Irisbonbons und Stücke Zucker feil. Eine schlechte Zigarette kostet drei Rubel, eine Schachtel Streichhölzer 5 bis 10 Rubel, ein Stück Zucker, etwas größer als ein Westenknopf, 5 Rubel. Diese Knaben und Mädchen verdienen leicht ihre 500 bis 600 Rubel täglich und stehen sich jedenfalls besser als die höchsten Sowjetbeamten, wenn diese ihre Stellung nicht etwa für Privatgeschäfte ausnutzen, denn im allgemeinen hat die Korruption mit dem Wachsen der Freiheit Schritt gehalten.

Es fällt auf, daß sich viele der Vorübergehenden in den Straßen wieder vor den verödeten Kirchen bekreuzigen; das erinnert an alte, vergangene Zeiten. Die Priester aber erkennt man kaum mehr wieder, sie sehen so armselig aus, auch haben sie ihre Bärte und Haare gestutzt, um nicht allzu sehr von der Umgebung abzustechen. Durch irgend etwas auffallen, ist heute in Rußland nicht ratsam. — Das Militär, dem man begegnet, macht einen guten Eindruck, man bemerkt es, daß wieder strenge Disziplin in der roten Armee eingeführt ist.

Das Allgemeinbild Moskaus ist trostlos, tragisch! Wollte der eiserne Wille, der hier alles galvanisiert, plötzlich gebrochen werden, so scheint es, als ob alles, Häuser und Menschen, in Trümmer fallen würden. Es fehlt der Hauch der Freude, und es fehlt die Hoffnung. Moskau ist an sich nichts, es ist nur der Körper und das Instrument zur Manifestation der kommunistischen Lehre, es liegt in grausamer Abgeschiedenheit fern vom Strom des Lebens.

Moskauer Leben.

Ganze Wälle von Argumenten sind gegen Moskau als Haupt der 3. Internationale aufgetürmt worden. Viele sind unwiderleglich und können einen Theoretiker überzeugen. Not, Verelendung und Verwilderung sind Tatsachen, die niemand aus Sowjetrußland hinausleugnen kann. Aber Moskau argumentiert gar nicht, will es nicht tun; Moskau handelt, und deshalb sind alle Gegenstände stumpfe Waffen, die jenseits der roten Grenzen ihren Sinn verlieren und fast grotesk erscheinen. Es ist ebenso, als wolle man eine Dynamitexplosion mit Vernunftgründen beschwören. In Moskau lösen sich die Probleme der Revolution und des Sozialismus in der Tat auf, sie sind eine Machtfrage, und um die Macht zu behaupten, müssen alle Mittel gut sein, die Vorteil versprechen, mögen sie auch noch so grausam und furchtbar erscheinen. Nachgeben und Kompromisse können nur erzwungen werden, sie mögen zeitweilig auch ein Schachzug Luger Diplomatie sein, sie gelten aber sofort als hinfällig, sobald die Möglichkeit entsteht, sie zu brechen. Es ist mit dem Bolschewismus in Rußland wie einst mit der Inquisition in Spanien, Ideen sind aus Dienern zu Herren, und aus Herren zu Dämonen geworden.

Die alte Zarenburg, der Kreml, ist der Zentralsitz der Bolschewistenregierung in Moskau. Die Tore sind gesperrt und von Wachen besetzt, nur der Eingang neben der großen Manege darf betreten werden, dort ist der Posten einer lettischen Leibwache, die den Zutritt hütet, denn nur mit besonderen Erlaubnisscheinen und Legitimationen kann man in den Kreml gelangen. Recht öde liegen die weiten Höfe der Zarenburg mit ihren schönen, goldkuppeligen Kirchen und Palästen da, vom alten Prunk ist wenig zu merken, und es sieht fast wie ein Hohn aus, wenn noch die stolzen kaiserlichen Adler Türme und Zinnen schmücken, wo heute Lenin und Trotzky regieren, die beiden roten Zaren. Konnte man die ersten Wachen passieren und mit dem Erlaubnisschein in der Hand über die lange Brücke und durch den Hohlweg unter der breiten Mauer in das Innere der Einfriedigung des Kremls gelangen, so ist es deshalb noch lange nicht gestattet, ohne weiteres eines der vielen Regierungsgebäude oder gar die Wohnräume der höchsten Sowjetbeamten zu betreten. Dazu hat man sich jedesmal an den Hauptkommandanten zu wenden, dort muß man sich nochmals legitimieren und den genauen Grund des Kommens angeben; wird man auch von dieser Hauspolizei für einwandfrei befunden, so erhält man einen neuen Passierschein und wird nun von den Schildwachen ins Heiligste weitergelassen. Die Furcht vor Attentaten scheint demnach eine große zu sein, wenigstens ist die Kontrolle schärfer, als sie es zu Zeiten des Zaren war. — Lenin selbst bekommt man selten zu sehen, er soll nach dem letzten Attentate sehr zurückgezogen leben, auch soll er heute mehr ein Symbol als das wirkliche Haupt der bolschewistischen Regierung sein. Trotzky, der die militärischen Maßnahmen der Räterregierung leitet, befindet sich meistens an den verschiedenen Fronten, aber der Kreml bleibt nach wie vor das Gehirn des Bolschewismus, von dort geht eine nie erschlaffende Energie aus, die keine Hemmnisse kennt, von dort aus wird mit einer Machtfülle regiert, um die jeder absolute Fürst die Sowjetregierung beneiden kann.

Nicht weit vom Kreml befinden sich die einst berühmten „Ochotnitschije rjadü", in denen es alle Delikatessen gab, die nur der menschliche Gaumen herbeisehnen konnte. Der Markt war lange geschlossen, ist aber kürzlich wieder auferstanden, da sich die Regierung, infolge der schweren Hungerepidemie, gezwungen sah, von ihrem Prinzip abzugehen und wieder den freien Handel mit Lebensmitteln auf den Ochotnitschije rjadü und auf der Sucharewka zu dulden. Dort namentlich, auf der Sucharewka, herrscht ein unbeschreibliches Gedränge, und auf den von Schmutz starrenden Bänken und Verkaufstischen gibt es so ziemlich alles, was man wünschen kann. Appetitlich sind die Auslagen zwar nicht, denn die meisten Waren, Speck, Schinken, Weißbrot, Zucker usw., haben die Frauen unter ihren Röcken oder die Männer in ihren Wasserstiefeln hierhergeschmuggelt, aber auf solche Aeußerlichkeiten achtet man nicht. Die Preise allerdings sind erschreckend hoch. Zucker kostet 120 bis 130 Rubel das Pfund, Speck oder Schinken 160—170 Rubel das Pfund usw. Um ganz bescheiden in Moskau leben zu können, muß man ein Monatseinkommen von 15,000 Rubel haben. Die auf Karten zur Verteilung kommenden billigen Lebensmittel reichen nicht aus, um den zehnten Teil des Bedarfs zu decken, alle, die privilegiertesten Arbeiter mit eingeschlossen, sind also auf den Schleichhandel angewiesen. Auf der Sucharewka traf ich im Gewühl der stoßenden und drängenden Menge von Käufern und Verkäufern einen mir bekannten früheren Generaldirektor der größten Versicherungsgesellschaften Moskaus. Er verkaufte aus seinem eigenen Bestande oder aus dem von Freunden Hosen zum Preise von 3000 Rubel das Paar. Eine andere bekannte Dame hatte aus Gardinen, die ihr durch einen Zufall noch geblieben waren, Blusen genäht und verkaufte sie an die Bäuerinnen zu 3—400 Rubel das Stück. Das Geschäft ging gut. Eine frühere Exzellenz, Vorsitzender einer der größten Gerichtshöfe Rußlands, stand an einen Pfosten gelehnt und ersuchte die Vorübergehenden um Gaben. Seine Kleidung war schmutzig, aber sein langer, wallender Backenbart nach wie vor gut gepflegt. „Geben Sie wie ein intelligenter Mensch," mahnt er mich. Auf meinen fragenden Blick erklärt er: „Nicht unter fünf Rubel; Kopekengaben, das müssen Sie doch als intelligenter Mensch verstehen, interessieren mich nicht." Er hatte recht, mit Kopeken kann man nichts anfangen, kostet doch eine einfache Tramwayfahrt 1 Rubel 60 Kop. und eine Schachtel Streichhölzer 5 bis 10 Rubel. Auch die Zeitungen, die die Sowjetideen verbreiten sollen, also die eigentlich nur Propagandazwecken dienen und vom Staate ohne alle kommerziellen Zwecke herausgegeben werden, kosten mindestens 60 Kopeken die Nummer. Private oder oppositionelle Zeitungen sind schon lange unterdrückt, die Typographien eingezogen und die Redakteure zum größten Teile ins Gefängnis geworfen worden.

Auf dem Theaterplatz, vor dem Hotel Metropol, wo jetzt das Kommissariat des Aeußeren eingerichtet ist, ist die Bewegung noch immer eine recht große. Dort kreuzen sich auch die wenigen Trambahnen, die noch in Moskau funktionieren; die meisten Linien haben aus Kohlenmangel den Dienst einstellen müssen. Es ist jedoch nicht ratsam, einen Trammagen besteigen zu wollen, denn sie pflegen derartig überfüllt zu sein, daß sich der Eingang nur nach schwerem Kampf erobern läßt. Drinnen aber besteht die Gefahr, eine ganze Rotte von Ungeziefer einzusammeln, denn ganz Moskau ist verlaust, oder von Taschendieben ausgeplündert zu werden. Da die Droschkenpreise unerschwinglich hoch sind, so heißt es eben zu Fuß gehen. Bei den Riesenentfernungen in Moskau geht dabei unendlich viel Zeit verloren, aber die Zeit hat fast ebensowenig Wert wie das Geld. Führen doch die meisten, wenn wir von der zahlreichen Sowjetbureaukratie absehen, den Titel „Arbeiter" nur noch honoris causa, denn die meisten Fabriken stehen teils aus Mangel an Rohstoffen und Heizmaterialien, teils aus andern Gründen still. Gearbeitet wird herzlich wenig und so unproduktiv, daß sich die Regierung wieder gezwungen sah, die ihren Prinzipien widersprechenden Akkordlöhne einzuführen und Fachleute mit besonders hohem Gehalt anzustellen.

Noch ist der chiliastische Glaube an den Heiland Proletariat in Moskau nicht ganz erloschen, aber der Tempel, aus dem die ganze Welt zum neuen Glauben gezwungen werden sollte, ist stark entweiht. Noch wird von der kommenden Weltrevolution gepredigt, die Welterlösung bringen soll, aber man spürt es, es weht heute in Moskau nicht mehr der alles erobernde Hauch des Enthusiasmus, sondern es ist das eiserne Muß, der Trieb der Selbsterhaltung, der die Sowjetregierung davon zurückhält, zu kapitulieren, um das Land von Hunger und Entwürdung zu erretten.

Frühwinter in der Schweiz.

Von **Dr. Walter J. Briggs.**

Die Zustände in der Schweiz nach den Schrecken des Weltkriegs.

Wenn es wirklich die Absicht der Entente war, die unterlegenen Gegner auch nach dem Kriege durch Hunger und Kälte weiter wirtschaftlich zu schwächen, so muß man sagen, daß sie im Jahre 1919 in der Natur einen unheimlich starken Bundesgenossen gefunden hat. Weit früher als in sonstigen Jahren versagt die wärmende Sonne der Erde in diesem Herbste des allgemeinen Mißvergnügens ihre pflichtgemäße Leistung und unter den trüben Wolken, die seit Wochen nun auch physisch über dem Europa des noch immer nicht ganz fertig gewordenen Friedens hangen, ist der schlimmste Feind dieser kohlenarmen Zeit ins Land gezogen, ein früher Winter. Freilich bedrängt er nicht nur Deutschland und was von Oesterreich übrig geblieben ist. Auch die siegreichen Länder und die Neutralen müssen sich allerhand Entbehrungen an Wärme und damit an Arbeitskraft und Licht auferlegen. Nur daß es da nicht so schlimm empfunden wird. Denn, da sie ja im Siege die wesentlichsten Kohlenlager erhalten haben, vermögen sie ihren Bedarf früher und schneller zu decken. In Deutschland gesellt sich dem Fortfall so vieler wichtiger Kohlenproduktionsgebiete die Arbeitsunlust der Bergleute. Oesterreich aber ist auf den nicht sehr beträchtlichen guten Willen Czechoslowakiens und Polens angewiesen, die ihre von der Gutmachungskommission auferlegte Pflicht zur Kohlenversorgung der Republik nur im geringen Maße erfüllen.

Man hat in Deutschland zu dem energischen Mittel gegriffen, den Zugsverkehr für Sachsen durch zwei Wochen gänzlich einzustellen. Ein Rückfall in eine verkehrslose Zeit, wie er fast unglaublich ist. Die vorhandene Kohle ist besser verteilt worden und überdies haben die Bergleute eingesehen, daß, wenn sie nicht arbeiten, es ihnen geht, wie dem Jungen, der da sagt: „'schicht meinem Vatter schon recht, daß ich gfrörte Händ' krieg', warum kauft er mir keine warmen Handschuh?" Und sie haben freiwillig den mühsam erstreikten Arbeitstag wieder verlängert, um die Produktion zu heben. Auch die Eisenbahnarbeiter sind energisch an die Reparatur des rollenden Materials gegangen. Und so scheint viel Schlimmes teilweise überwunden. Freilich, aus Wien kommt nach wie vor der furchtbare Schrei der Not. Man lebt dort von der Hand in den Mund. Schulen müssen geschlossen werden, weil sie nicht geheizt werden können. In den Aemtern ruht die Arbeit. Im tiefen Dunkel liegen abends die Straßen. Die Theater spielen nur am Nachmittag. Die Hotels berechnen phantastische Preise für schwache Feuerung. Und die Leute gehen in frühester Stunde zu Bett, um sich halbwegs warm zu erhalten. Was sollten sie auch im Dunkel und mit den geschlossenen Gast- und Kaffeehäusern anfangen. Alle Augen sind auf die Vertreter der Entente gerichtet, welche versprochen haben, dieser furchtbaren Not so schnell als möglich abzuhelfen.

Können die Ententemächte helfen? Man beginnt es zu bezweifeln, wenn man hört, wie es ihnen nur wenig besser geht, als ihren geschlagenen Gegnern. Und unter den allgemeinen schwierigen Verhältnissen leidet auch trotz ihrer weitgehenden Vorsorge die Schweiz. Erst vor einigen Tagen hat die französische Regierung eine große Kohlenlieferung aus belgischen Gruben an die Schweiz, trotzdem sie bereits bezahlt war, einfach beschlagnahmt, sobald der betreffende Zug französisches Gebiet erreichte. Ueber Deutschland ist der Verkehr noch nicht wieder im Gange und der in diesem Jahre besonders niedrige Stand des Rheins hat zur frühen Einstellung der Schiffahrt gezwungen. Man kann sich die Entrüstung über diesen willkürlichen Eingriff des starken Nachbarn hier vorstellen. Noch immer herrscht eben in diesen Sachen Kriegsrecht — und dabei ist es mehr als ein Jahr, daß wenigstens im Westen der letzte Schuß gefallen.

Freilich ist es in der Schweiz noch immer viel besser, als in anderen Ländern. Ueberall gibt es gut und reichlich, wenn auch nicht gerade sehr billig zu essen. Die Teuerung ist auch nur an früherem schweizer Maßstab gemessen so schlimm. Wer mit amerikanischem Gelde hier lebt, ist noch immer sehr gut daran. Und die Sache wird auch bald noch besser werden, denn der fühlbare Abstrom von Fremden bringt schon Dinge mit sich, die in den Kriegsjahren völlig unbekannt waren, leere Hotelzimmer und Wohnungen. Das ist aber nicht allein ein Ergebnis der aus Bolschewistenfurcht so unfreundlichen Haltung der Schweizer gegen die Ueberfremdung ihres Landes. Es ist der beispiellose, noch immer zunehmende Tiefstand aller Valuten, der dem Belgier und Italiener, dem Franzosen und Rumänen trotz der lateinischen Münzunion für ihre Franken hier kaum die Hälfte des Nennwertes gibt, während die deutsche Mark mit einem Wert von 15 und die Krone mit einem von gar nur 3 bis 4 Centimes es naturgemäß denen, deren Vermögen oder Einkommen in diesen Währungen besteht, einfach unmöglich macht, sich, wie sie so gerne täten, in der Schweiz aufzuhalten. Denn 150 Mark oder gar 500 Kronen per Tag für die bescheidensten Lebensbedürfnisse auszugeben, dem kann selbst die uneingeschränkte Arbeit der Notenpresse und die tollste Erhöhung der Vertauspreise aller Dinge in den betroffenen Ländern nicht nachkommen.

So bringt denn der frühe Winter mit seinen erheblich gesteigerten Lebenskosten dem schweizer Bürger auch keine große Freude. Freilich, den Wenigen, die im Sturm und Drang dieser Tage ihre Augen noch für die Pracht der Natur offen behalten können, erhöht er den Reiz dieses einzigen Landes in ganz ungeahntem Maße. Denn er hat eine Note mit sich gebracht, die man selbst in diesem Lande des Malerischen nur wenig kennt. Er ist plötzlich über den farbenglühenden Herbst herein gebrochen und Wälder der niederen Vorberge erheben.

So wird denn eine Fahrt durch den Frühwinter dieses Jahres in der Schweiz zu einer Kette von Freuden an Natur, da er es mit Vermeidung der sonst üblichen Stürme getan hat, senkt sich sein weißes flaumiges Kleid auf die noch im vollen Schmuck ihres herbstlichen Gelb und Rot stehenden Bäume nieder. Das gibt der Landschaft besonders in den breiten Tälern, die zwischen Jura und Alpen liegen, den tieferen Abhängen der aus den grünen und blauen Seen aufsteigenden Berge, ein unnachahmlich schönes Kolorit. Und die mit einer Fülle von Neuschnee bedeckten Alpengipfel glänzen — wenn man sie sieht — im grellen Kontrast zum dunklen Himmel und zu den schroffen schwarzen Felsen, an denen kein Schnee haftet und die himmelragend sich über die Matten und bildern seltenster Art, die selbst dadurch nicht getrübt wird, daß das Sehen all des Schönen nur von Zeit zu Zeit ermöglicht ist, wenn der dichte wirbelnde Flockenfall aufhört und der aus der noch immer warmen Erde aufsteigende Nebel weicht. Aber auch in diesen minder erfreulichen Zeiten, wenn die Sichtigkeit beschränkt ist, gibt es noch genug, was in nächster Nähe das Auge erfreut. Da sind die Städte und Dörfer. Welche unerschöpfliche Abwechslung, welche Fülle charakteristischester Eigenart. Wahrlich, man muß gar nicht erst durch die qualvolle Eintönigkeit amerikanischer Städtebilder ausgehungert sein, um sich ungetrübter Freude daran hinzugeben. Aus dem modernen Zürich, das an viele bildeutsche Städte gemahnt und nur in seinem Kern altertümliche ostschweizerische Bauten umschließt, in das malerische Luzern, dessen Mauern und Türme mit dem Pilatus und dem Rigi um die Wette nach aufwärts zu streben scheinen. Im kleinen Zufingen die bemalten Giebenhäuser und die weit über den First der Häuser vorragenden Dächer. Dann weiter nach Westen in Biel an der französischen Sprachgrenze auf einmal auch der Uebergang in die weniger malerische, aber breitere und bequemere Art der Westschweiz, mit schönen baumbewachsenen Straßen und reizvollen Ausblicken auf den nahen See, mit seinen Erinnerungen an J. J. Rousseau. An rebenbedeckten Abhängen des Jura nach Neufchatel und dann nach Lausanne am Genfer See, dieser steil am Berge aufragenden Stadt, in der so viele junge Mädchen erzogen werden, um neben den Feinheiten der französischen Sprache, die Freude an einer, mit einer kraftvoll schönen Natur im vollen Einklang stehenden künstlerischen Entwicklung der Lebensformen und ihres Schauplatzes in sich aufzunehmen.

Weiter nach Südwesten geht die Fahrt. Bis Genf erreicht ist, in jenem äußersten Zipfel der Schweiz, ganz von französischem Gebiete umschlossen, dem die Stadt, wo dereinst der Völkerbund seinen Sitz haben soll, nach Sprache und Art restlos angehört. In das Sprachengewirr seiner Fremdenzeit tönen alle Idiome Europas. Jetzt, da die meisten der großen Hotels geschlossen sind, da statt der schnellen Dampfer nur die aus dem Norden hierher geflüchteten Möven den blauen See beleben, hört man außer dem Französisch, Italienisch und einigem Deutsch der Schweiz meist die verschiedenen Sprachen des alten und des neuen Balkans. Die Vorläufer der internationalen Gesellschaft sind da, die von der Völkerbund-Zeit so viel erwarten. Wird sie je anbrechen? Die Vorgänge im amerikanischen Senat haben die Leute hier sehr pessimistisch gemacht. Und man glaubt, daß wenn der Bund doch noch zustande kommt, er seinen Sitz eher in Paris haben wird. Die Herrschaft Frankreichs über das kontinentale Europa gilt, wenn Amerika seinen starken Einfluß zurückzieht, als eine unvermeidliche Sache. Ein freierer Geist weht in der Westschweiz, als im Osten. Die fremdenfeindlichen Maßregeln werden da nicht so streng beobachtet. Und der Einschlag der leichtlebigen französischen Mädchen sticht freundlich von der puritanischen Strenge des Lebens in Zürich ab. Genf ist die Stadt der Uhren und der Schmuckgegenstände. Seine Läden machen daher auch einen reichen und vornehmen Eindruck. Und das Behagen am Lebensgenuß ruft auch aus den Schaufenstern der vielen Geschäfte, in denen selbst in dieser Zeit der Nahrungssorgen in ganz Europa, die verlockendsten Delikatessen nicht fehlen.

Es wird behauptet, daß man von Genf aus den höchsten Gipfel der europäischen Gebirge, den Mont Blanc an der Grenze zwischen Savoyen und Italien sehen kann. Man muß diese Behauptung der Einheimischen im Winter auf Treu und Glauben hinnehmen. Zu sehen bekommt man den Riesen nicht, denn die Nebelschleier, die er vor sein gewaltiges weißes Massiv zieht, durchdringt seit Wochen kein Strahl der Sonne. Und doch scheint sie hell und klar in jenen höchsten Regionen, in denen man sich jetzt zum Skilauf, zum Rodeln und jenen anderen Freuden rüstet, die der Wintersport in der Schweiz allmählich wieder mit sich bringt. Sonst ist es jetzt ziemlich still in dem Lande, das das Ziel und die Sehnsucht so Vieler bildet. Am östlichen Ufer des Lac Leman in Vevey und dem einzig schönen Montreux ist die Saison vorüber. Von dieser Riviera des Genfer Sees ist die Lebewelt heimgekehrt, um sich zur Uebergangszeit in St. Moritz und den anderen Winterorten der Schweiz und dann zur Fahrt nach der wahren Riviera, nach Nizza und Monte Carlo, zu rüsten. Mit Sehnsucht erwarten die Schweizer den kommenden Sommer, der ihnen die so lange und schmerzlich vermißten Amerikaner mit ihren schönen Dollarkreditbriefen bringen soll, für die sie nach einer allerdings etwas umständlichen Operation an den Banken reichlich schweizer Franken bekommen können. Selbst die strenge Bundesregierung hat bereits dem Drängen der Weltsichtigeren nachgeben müssen. Die bisher fast unmögliche Einreise- und Aufenthaltsbewilligung in der Schweiz ist seit einigen Tagen ganz wesentlich leichter zu erlangen.

Am steigen Bergabhang windet sich die elektrische Bahn von Montreux empor. Tief unten liegt das vielbesungene und viel gemalte Schloß Chillon, liegt das Denkmal der unglückseligen Kaiserin Elisabeth, die so gern in jenem herrlichen Erdenwinkel weilte, wo sie der Dolch des Meuchelmörders erreichen sollte.